Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 3

Artikel: VSA-Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal 1987 : erst wer verwirrt ist, wird so recht ein Mensch : unzulängliche Anmerkungen eines Unzuständigen
Autor: Hasler, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810667

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erst wer verwirrt ist, wird so recht ein Mensch

Unzulängliche Anmerkungen eines Unzuständigen

Von Dr. Ludwig Hasler, St. Gallen

Die letztjährige VSA-Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal fand am 10./11. November 1987 in Wattwil im Toggenburg statt und trug den Titel «Psychosomatische Merkmale des Alterns». Es ist unüblich, mit dem Abdruck der Vorträge der VSA-Fortbildungstagung bereits im März des darauffolgenden Jahres zu beginnen. Dass diesmal eine Ausnahme gemacht wird, liegt daran, dass der Vortrag von Dr. Ludwig Hasler, stv. Chefredaktor am St. Galler Tagblatt und Dozent für Philosophie und Publizistik, damals mit geradezu stürmischem Applaus bedacht worden ist und die Fachblatt-Redaktion immer wieder um einen baldigen Abdruck angegangen worden ist. Haslers blendender Vortrag wird hier im Wortlaut wiedergegeben, die Zwischentitel sind von der Redaktion gesetzt.

Der Untertitel ist nicht rhetorisch gemeint, sondern buchstäblich: Ich bin, wenn es um Fragen des Alters geht, nicht zuständig. Zwar kenne ich manche alte Leute, mehrere recht gut, einige so gut, dass ich sie liebe – und zwar einfach darum, weil sie so richtig alt sind: ohne Zukunft und daher ganz gegenwärtig, reichlich müde und darum ganz frei von dummer Begierde, oft verwirrt und darin ganz menschlich . . .

Ludwig Hasler, St. Gallen: «Alte Menschen können sich den Luxus leisten, alles in der Schwebe zu lassen. Dieses Schweben aber, das Schaukeln der Dinge und des eigenen Ich, wäre das dem Menschen Gemässe.»

Aber eben, ich liebe sie, ich erforsche sie nicht. Und so bin ich halt ein Dilettant. Nie teile ich meinen alten Leuten Fragebogen aus – ich mag sie bloss. Ich wüsste nicht einmal glaubhaft zu machen, dass *meine* alten Leute repräsentativ seien für *die* alten Leute. Also bin ich, wo ich jetzt stehe, ziemlich deplaziert.

Ich habe dies höherenorts nicht verschwiegen. Doch da hat man sich nicht abschrecken lassen. Es werde, hiess es, von mir nichts Fachkompetentes erwartet, eher etwas Allgemeines, etwas Philosophisches. Nun ist die Philosophie allerdings mein Fach. Und allerdings erkläre auch ich gelegentlich, wenn ich in Rechtfertigungsnöten stecke: Die Philosophie ist zuständig für das Allgemeine. Aber eigentlich halte ich dies für eine Ausrede – und überdies für eine Hochstapelei. Denn wie könnte, wer vom Besonderen nichts versteht, im Allgemeinen sich auskennen? Philosophen geben sich daher leicht der Lächerlichkeit preis; sie wissen wortreich von Obst zu reden, und haben noch nie eine konkrete Pflaume oder Birne oder Aprikose in der Hand gehabt.

Der Philosoph als Narr

Deshalb versuche ich, wenn irgend möglich, eine andere, gleichfalls traditionelle Rolle: der Philosoph nicht als Hochstapler, sondern als Narr. Von Sokrates bis Sloterdijk, von Diogenes bis Crescenzo haben Philosophen die subversive List des intellektuellen Narrentums verstanden. Dieser Narr darf als ein Spezialist für Kehrseiten gelten. Er wendet die gängige Währung der Wahrheit und bringt die verdeckt gehaltenen Wahrheiten an den Tag. Wenn alle sagen: Die Triebe sind mit unnachsichtiger Disziplin zu zügeln! – dann fragt der Narr unbeeindruckt: Was habt ihr eigentlich gegen Triebe? Lasst euch doch treiben; schliesslich seid ihr Naturwesen! Wenn dann jedoch alle sagen: Triebkontrolle ist pure Ideologie gesellschaftlicher Repression! – dann fragt der Narr ungescheut: Was habt ihr eigentlich gegen Kontrolle? Kontrolliert euch gefälligst; schliesslich seid ihr Geistwesen!

Kurzum: Es gibt, aus Narrensicht, unter menschlichen Bedingungen nie *die eine* Wahrheit, sondern stets *mehrere* Wahrheiten. Der Narr aber macht sich zum Anwalt der gerade verdrängtesten.

Das, meine ich, lässt sich auch im Falle dieser Tagung tun. Wenn alle sagen: Verwirrtheit ist ein Übel – dann fragt der Narr: Was ist eigentlich so übel an dieser verübelten Verwirrtheit? Wenn alle nach Mitteln zur Entübelung dieses Übels Verwirrtheit suchen, dann findet der Narr dreist: Man muss die Verwirrtheit bloss nicht verübeln, und schon ist sie halb entübelt – denn: Erst wer verwirrt ist, wird so recht ein Mensch!

Diese Titelthese kommt Ihnen, meine Damen und Herren, vielleicht weniger närrisch als absurd vor: ebenso ignorant wie arrogant. Schliesslich haben Sie die Tragödien der Verwirrt-

heit konkret vor Augen. Und Sie lassen sich nicht von irgendeinem Falschmünzer aus diesen Tragödien Lustspiele zaubern. Allein, dies ist auch nicht meine Absicht. Mein Narrentum beschränkt sich darauf, eine zumeist unbemerkte Kehrseite der Wahrheit über die Verwirrtheit vorzuzeigen – keineswegs *die* wahre Wahrheit, sondern eine unter vielen Wahrheiten, vielleicht eine höchst untergeordnete, eine Hundertstels-Wahrheit bloss; doch jedenfalls die gerade unbedachteste.

Ich beginne also.

Die Identität zerfliesst

Wer verwirrt ist, hat Schwierigkeiten mit der Identität: Schwierigkeiten mit der Einheit des Ich, Schwierigkeiten mit der Einheit seiner Welt. Die Psychologen sprechen von «Identitätsdiffusion»: Die Identität zerfliesst. Das kann schon Jugendlichen passieren. Doch überwiegend passiert es Älteren: Die Kräfte, die die Einheit eines Lebenszusammenhanges hervorbringen beziehungsweise erhalten, versagen. Dabei wirken mindestens drei Ursächlichkeiten zusammen, subjektive wie objektive:

Zunächst erlahmt der *soziale* Zusammenhalt. Herausgelöst aus dem selbstverständlichen Wechselspiel von Geben und Nehmen in Familie und Beruf, kommen sich alte Leute «eckensteherisch» vor; sie sind wohl da, sie stehen noch herum, aber seltsam bezugslos, stets isolierter, kurz, es gibt sie zwar – aber wozu eigentlich? Das müssen sich die Alten nicht einmal einbilden. Das *ist* so: in ihr Leben hält Beliebigkeit Einzug, Unnötigkeit ist nicht nur ihr Gefühl, sondern ihre Realität. Sie kommen sich nicht lediglich unbrauchbar vor; sie werden tatsächlich nicht gebraucht. Damit verliert die Existenz der Alten alle praktische Eindeutigkeit. Eine unverwirrte Identität aufrecht zu erhalten, wird zur aufwendigen, theoretischen Aufgabe.

Sodann erlahmen die *biologischen* Kräfte: Dank der Altersbrille sieht das Auge zwar noch vieles, was geradeaus liegt; aber kaum noch, was seitwärts droht oder lockt. Das Ohr kann die Richtung, aus der das Auto hupt, nicht mehr sicher bestimmen. In der Hinrinde schwinden zwar nicht, wie stets behauptet, die Zellen, wohl aber die sogenannten Synapsen: jene Kontaktstellen, über die hinweg die Neuronen miteinander kommunizieren. Das genügt, dass der alte Mensch sich nicht mehr als Herr in seinem Körper empfindet. Die Unverlässlichkeit der biologischen Funktionen schwächt die Sicherheit des Selbstbewusstseins und mindert die Kraft, eine Ich-Identität unverwirrt zusammenzuhalten.

Schliesslich erlahmen die *psychischen* Kräfte. Die Statistiken lassen da wenig zweifeln. Jeder Siebente der über 65-Jährigen leidet unter Depressionen, jeder Fünfte der über 80-Jährigen unter schweren psychoorganischen Störungen. Und alle diese Minderungsgruppen verstärken sich wiederum wechselweise: die biologischen die sozialen, die sozialen die psychischen, die psychischen die biologischen usw. Wie sehr diese mentalen und psychischen und sozialen Faktoren sich beeinflussen, brauche ich hier nicht zu illustrieren. Ich will nur hinweisen auf eine Untersuchung, deren Ergebnis mich frappiert hat; es besagt: Sechs Wochen nach der Einweisung ins Spital weisen Patienten einen um 25 Prozent niedrigeren Intelligenzquotienten auf als unmittelbar vor der Einweisung.

Kurzum: Es gibt hinreichend Gründe für Schwierigkeiten mit der Identität im Alter. Eigentlich muss man sich wundern, wenn eine Identität im Alter einmal *nicht* in Verwirrung gerät.

Die Ideologie des Alters

Doch von diesen Zusammenhängen verstehen Sie, meine Damen und Herren, ohnehin mehr als ich. Was mich beschäftigt, ist vor allem eine vierte Kalamität. Ich will sie einmal die kulturelle nennen. Ich meine damit so etwas wie die Ideologie des Alters: die Wert-Definition der Altersrolle. Massgebend für die Altersverwirrung nämlich ist nicht die tatsächliche Verwirrtheit, sondern die Art, wie diese Verwirrtheit gesellschaftlich je interpretiert wird. Entscheidend sind nicht die Tatsachen, sondern die Bedeutungen, die wir ihnen verleihen. Diese Bedeutungen unterliegen dem geschichtlichen Wandel. Alt zu sein, ist nicht einerlei; es kommt drauf an, zu welcher Zeit, in welcher Gesellschaft man alt ist. Je nachdem ist es ein Stolz oder eine Schande, alt zu sein. Je nachdem ist es eine Extravaganz oder eine Peinlichkeit, verwirrt zu sein. Denn der verwirrte Alte: das kann – mit genau denselben Symptomen – entweder der Gotterfüllte, der den Ahnen Nahe sein – oder lediglich der Zerfallsgeplagte und dem Ende Nahe. So ungerecht geht es zu auf dieser Welt; es mag zwar sein, dass es nichts Neues unter der Sonne gibt – doch das immer gleiche Menschliche erscheint zu jeder Zeit in gänzlich unterschiedlichem Lichte.

Und was nun unsere eigene Zeit angeht, so sieht es ziemlich trist aus mit der Bedeutung von Alter und Verwirrtheit. Zwar werden wir massenhaft wie nie zuvor betagt wie zu keiner Zeit vor uns. Doch dieses ungenierte Betagtwerden hütet sich vor dem genierlichen Altwerden – mit Grund; denn das Alter hat längst aufgehört, etwas Besonderes, etwas Bedeutendes, etwas Werthaftes zu sein. Es ist nurmehr Schwundstufe; die Kräfte schwinden, die Gedanken schwinden, die Fertigkeiten schwinden – und dies alles, ohne dass etwas Neues, Eigenes an deren Stelle träte: keine Altersweisheit, keine Altersmacht, keine Alterswürde. Vielleicht ist dies eine Folge der Quantität. Wenn alle alt werden – wie sollten dann die Alten noch als sonderlich würdig und weise gelten können?

Alter verlieh einst Prestige und Macht

Doch in Wahrheit verhält es sich nicht ganz so einfach. Der Bedeutungsschwund des Alters geht vielmehr Hand in Hand mit einem Bedeutungswandel des gesellschaftlichen Lebens. Zur Klärung dieses Vorganges möchte ich Ihnen zwei Episoden aus der gesellschaftlichen Frühgeschichte zumuten. Die erste stammt aus dem Senegal. Der ehemalige Präsident dieses Landes, *Léopold Senghor,* ein ausserordentlich kultivierter und gescheiter, jedoch von Gestalt eher schmächtig und jugendlich wirkender Mann, erzählte vor ein paar Jahren folgendes: Er weilte auf Wahltour bei den Peul, einem abgesondert lebenden, traditionell stolzen Stamme. Nach seiner Rede kam eine junge, ranke Frau auf ihn zu und sagte: «Ich glaube dir nicht. Du bist nicht Senghor. Denn Senghor ist gross, schön und trägt einen langen weissen Bart.» – Senghor wusste wohl, was dies bedeutete: Im traditionellen Weltbild der Peul-Frau hatte ein Präsident das Ideal eines Menschen zu verkörpern. Der ideale Mensch aber galt ihr als schön (das heisst soviel wie stolz und erhaben) und alt (das heisst soviel wie erfahren und weise). Ein junger, wengleich kluger und integrer Mann *konnte* in den Augen dieser Frau gar keine Autorität beanspruchen.

Die zweite Episode stammt aus Westafrika, und *Leopold Rosenmayr* hat sie erzählt. Er war einmal beim Stamme der Dogon am Rande der Sahel zu Besuch. Die gesamte Gesellschaftsordnung dieses Stammes ist streng gerontokratisch geregelt. Oberster Priester und zugleich König des Dorfes ist der jeweils älteste Mann, der «Hogon». Dieser Hogon lebt

vollkommen weltabgewandt, ein heiliger Greis. Niemand darf ihn berühren, auch nicht ihn aufheben, falls er einmal hinfällt. Ein weibliches Kind seiner engeren Familie bereitet ihm die karge Mahlzeit. Vor seiner Inthronisation findet sein rituelles Begräbnis statt. Insofern ist seine Herrschaft nicht von dieser Welt. Symbolisch hat er den Schritt hinüber zu den Ahnen bereits getan.

Diese beiden Illustrationen mögen deutlich machen, worauf die alte Bedeutung des Alters gründet. Es sind zwei Gründe: erstens die Lebenserfahrung, sodann die Verbundenheit mit den Ahnen. Beides ist plausibel: Alte Menschen haben länger gelebt, also sind sie erfahrungsgesättigter; und alte Menschen leben nicht mehr so lange, also sind sie den Ahnengeistern näher. Das gibt den Alten zwiefach Prestige und Macht: als Meister der Lebenserprobtheit und als Kenner der Region nach dem Tode.

Heute bleibt die Seele im Getümmel

Beides ist aber nur beschränkt gültig. Lebenserfahrung behält ihr Prestige nur in einem Leben, das tatsächlich kraft Erfahrung gemeistert werden will. Und Ahnenverbundenheit bedeutet Macht nur solange, als das menschliche Leben verstanden wird als ein durch die Geister der Ahnen beeinflusstes. Beides ist heute zweifellos nicht mehr der Fall. Die Ahnen sind tot; sie können froh sein, wenn wir ihrer generöserweise noch ab und zu gedenken. Die Erfahrung hat nicht minder ausgedient; an ihre Stelle sind Wissenschaft und Technik getreten; Lebensbeherrschungsmethoden, für welche die Lebenserfahrung einzelner ebenso überflüssig wie störend ist wie die Macht des Unsichtbaren. Die Handhabung von Techniken hat nichts mit Lebenserfahrung zu tun; sie will raschestmöglich erlernt sein, und dazu eignen junge, unverbrauchte, naive Menschen sich ungleich besser als ältere, die sich allenfalls noch deplazierte Gedanken über Sinn und Zweck solcher Apparaturen machen. Es ist deshalb nicht zufällig, sondern vom technischen Zeitalter erzwungen, wenn die Alten immer früher zum alten Eisen zählen und die Jungen immer früher leitende Posten besetzen. Das gilt vom Manager bis zum Drucker. Denn das Kriterium ist nicht Lebenstauglichkeit, sondern Technikdienlichkeit. In dem Betrieb, in dem ich tätig bin, habe ich noch nie erlebt, dass der Weggang eines Pensionierten bedauert würde. Im Gegenteil, wir erwarten sehnlich den Austritt der älteren Mitarbeiter – aus Gründen nicht der Unmenschlichkeit, sondern der Systemdienlichkeit; Betagtere leisten, selbst wenn sie zehnmal «weiser» sind, nicht annähernd das Pensum Unbetagterer.

Kurzum, unsere Gesellschaft hält vom Alter nichts Besonderes – schlimmer noch: sie braucht die Alten gar nicht, es sei denn, für den Konsum der wahllos produzierten Güter. Und insgeheim wissen das die Alten auch. Denn nach all dem, was man sieht und hört, wollen die Alten heute gar nicht alt sein, sondern fit und kräftig und lustig, also eigentlich jung, bloss auf Dauer. Und so tun sie, auch wenn sie längst nicht mehr jugendlich sind, dasselbe wie die Jungen: sie spielen Fussball und sie fliegen aus und sie gehen tanzen. Nur dass dies dann Senioren-Sport und Senioren-Ausflug und Senioren-Tanz heisst. Von alt und Alter darf nicht die Rede sein, denn dies sind Schmähworte geworden in einer Gesellschaft, die nur Junge brauchen und schätzen kann. Von den Senioren aber gilt, was *Michel de Montaigne* erstaunlicherweise bereits vor 400 Jahren beobachtet hat: «Soweit ich sehe, haben diese Leute nur die Arme und Beine aus dem Getümmel gezogen; ihre Seele und ihr ganzes Streben sind mehr als je darin verwickelt.»

Nur: diese Verwickeltheit im Getümmel hilft der Seele auf die Dauer auch nicht. Im Gegenteil, die Seele der Alten geht darin unter. Denn das Getümmel bleibt nur so lange attraktiv, wie man sich darin behaupten kann. Lassen aber die Kräfte der Selbstbehauptung nach – ich habe an die psychischen, biologischen und sozialen Schwächen erinnert –, dann bleibt der alten Seele nichts, woran sie sich halten könnte. Sie wollte mithalten im Betrieb der Jungen. Doch dabei zieht sie zwangsläufig den Kürzeren. Diese Schein-Jugend ist immer schon eine Irrung. Und wer sich ihr aussetzt, darf sich nicht wundern, wenn die Wirrungen folgen. Die alte Seele, auf Jugend-Pfaden verirrt, hat es nun doppelt schwer mit ihren Verwirrtheiten. Erstens verwirrt sie schneller, und zweitens findet sie in ihrer Verwirrung nirgendwo einen Sinn. Die Situation ist verzwickt: Alte dürften, da sie so richtig alt weder sein sollen noch wollen, gar nicht verwirrt werden. Nun werden sie aber doch verwirrt. Und weil sich dies nicht gehört, verwirrt sie noch die Verwirrung ... Und so fort. Es ist der klassische Teufelskreis. Ein Teufelskreis jedoch ist dazu da, aus ihm herauszufinden. Dies versuche ich anmassenderweise im letzten Teil meines Vortrages.

Der Sinn der Altersverwirrung

Der Teufelskreis besteht, wie gesagt, nicht in der Verwirrung, sondern in der Verwirrung über die Verwirrung. Er besteht darin, dass wir der Verwirrung jedes Recht bestreiten, dass wir in der Verwirrung keinen Sinn gelten lassen. Das Aufbrechen dieses Teufelskreises verlangt entsprechend nicht die Auflösung der Verwirrung – das darf ich getrost den Psychiatern überlassen –, sondern ganz allein die Beseitigung der Verwirrung über die Verwirrung. Und diese Beseitigung hat nur eine Chance, wenn es gelingt, in der Altersverwirrung einen Sinn zu erkennen. Diese Erkenntnis beansprucht mein merkwürdiger Titel: «Erst wer verwirrt ist, wird so recht ein Mensch.»

Das tönt paradox, ich weiss. Ein Mensch, denkt man, das ist ein klares Wesen, unverwirrt, verständig, entscheidungspotent. Mensch ist, wer sein Leben resolut im Griff hat.

Der Verwirrte dagegen: das wäre dann der Mensch im Verfall. Ihm gerät alles durcheinander, er verwischt jede Eindeutigkeit, er tauscht die Rollen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, er macht die Unterscheidung hinfällig zwischen dem, was im Augenblick entsteht, und dem, was im fernen Augenblick entstanden ist. Diese unreine und gemischte Zeit ist die fatale Verfassung des Verwirrten.

Jedoch, macht nicht just dies den Menschen zum Menschen: der unendliche Mangel an Eindeutigkeit? Ist nicht der Mensch im Kern das zweideutige Wesen? Schliesslich ist er sterblich. Und das heisst: Der Mensch ist weder ein Gott noch ein Tier. Götter sterben nie; sie leben ewig. Tiere sterben nicht; sie leben, *als* lebten sie ewig. Götter nehmen kein Ende. Tiere sehen kein Ende. Beiden wird so die Zeitlichkeit nicht zum Problem. Göttern gerät die Unendlichkeit zum Augenblick, Tieren der Augenblick zur Unendlichkeit. Zu beneiden sind sie darum nicht unbedingt. Die einen langweilen sich göttlich von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die andern verlieren sich viehisch von Augenblick zu Augenblick. Das ist der Preis für solche Ansprüche auf Eindeutigkeit.

Die grundsätzliche Haltlosigkeit des Menschen

Der Mensch hingegen ist ein relatives Wesen, halb Tier, halb Gott. Er hängt irgendwo *zwischen* Augenblick und Ewigkeit.

Sechstes Praxis-Seminar VSA, 31. Mai/1. Juni 1988, im Franziskushaus Dulliken

«Das Recht auf Tötung ist etwas anderes als das Recht auf Sterben» Zur aktiven und passiven Sterbehilfe!

Leitung: Dr. Imelda Abbt; Dr. med. Karl Heinz Bauersfeld, Leiter des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes des Kantons Luzern

Sterbehilfe ist ein Thema, das Kranke wie Gesunde bewegt. Ärzte, Pflegepersonal, aber auch Heimleiter und Angehörige sind davon betroffen. Das Seminar nähert sich den Fragen von verschiedenen Seiten her. Das Thema wird erneut – und um weitere Aspekte bereichert – an der Herbsttagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal vom 8./9. 11. 88 aufgegriffen.

Dienstag, 31. Mai 1988: Beginn 10.00 Uhr Mittwoch, 1. Juni 1988: Ende 16.00 Uhr

Themen:
- Das Sich-Verhalten zu Leben, Sterben und Tod aus anthropologischer und medizinisch/psychotherapeutischer Sicht: J. Abbt/K. H. Bauersfeld
- Erfahrungsberichte von Frau Dr. med. Brigitte Ambühl, Psych. Universitätsklinik, Bern
- Aktive – passive Sterbehilfe aus ethischer Sicht: Prof. Dr. Adrian Holderegger, Ordinarius für syst. Theologie/theol. Ethik, Universität Fribourg

Kurskosten: Fr. 220.–
12 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen mit persönlicher Mitgliedschaft
9 % Ermässigung für TeilnehmerInnen aus VSA-Heimen
3 % Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft
Unterkunft und Verpflegung im Franziskushaus Dulliken separat, Vollpension zirka Fr. 65.–

Anmeldung: bis 16. Mai 1988 an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)
Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Kursunterlagen und Rechnung erhalten Sie spätestens eine Woche vor Kursbeginn

Anmeldung Praxisseminar 1988 Dulliken

Name, Vorname _____ Adresse _____

Name des Heims _____ PLZ, Ort _____

Datum, Unterschrift _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐ Persönliche Mitgliedschaft ☐
Unterkunft im Franziskushaus erwünscht ☐

Angemeldeten Teilnehmer, die eine Unterkunft bestellt haben, muss bei Rückzug der Anmeldung vor Tagungsbeginn eine Annulationsgebühr von Fr. 70.– berechnet werden.

Deshalb hat er, als einziges Lebenswesen, Zeit. Doch diese Zeit hat er nur, weil er weiss, dass er *nicht endlos* Zeit hat – weil er weiss, dass seine Zeit ihr Ende nimmt. Und dieses Ende ist das Ende seiner Möglichkeiten.

Eben dies aber wissen alte Menschen besonders gut. Nicht nur, weil sie näher am Ende sind. Sondern vornehmlich, weil sie keine Möglichkeiten mehr haben, also ohne Zukunft sind. Wo aber die Zukunft fehlt, da verändert sich die Gegenwart. Für Junge und Jüngere ist die Gegenwart eigentlich gar nicht Gegenwart, sondern so etwas wie die Präparation der Zukunft. Gegenwart hat den Sinn, das Künftige an die Hand zu nehmen; wir planen, entwerfen, sorgen vor. Der Augenblick selbst zählt nicht. Er lebt ins Futur.

Wenn aber, im Alter, das Futurum sich als Illusion erweist, dann erschrickt der Augenblick. Er hat unvorbereitet mit sich selbst zu tun. Und damit sieht er sich überfordert. Er merkt, wie er seine gewohnte Eindeutigkeit verliert. Denn diese Eindeutigkeit verdankte er bisher seiner Fixierung auf Zukunft. Jetzt, von der Zukunft nicht mehr gehalten, büsst er jeden Halt ein. Der Augenblick verfliesst.

Dieses Verfliessen der Gegenwart kann sich als Verwirrung äussern. Und eben darin zeigt sich etwas eigentlich Menschliches: die grundsätzliche Haltlosigkeit, der unendliche Mangel an Festgelegtsein. Der Mensch, sagt *Sartre,* lebt aus dem Nichts. Er sagt es noch ein bisschen drastischer: Der Mensch ist ein Loch. Und das Leben nichts anderes als die Arbeit am Auffüllen dieses Loches. Nur der Mensch hat diese Mühe. Alles um uns herum ist perfekt, ohne Löchrigkeit, ohne Nichtigkeit. Dem Stein und dem Fisch, dem Strauch und dem Kuchen fehlt nichts; sie alle sind gleichsam voll, prall an Sein. Sie alle sind, was sie eben sind, basta, sind ganz fertig, ruhig, vollkommen. Allein der Mensch sieht sich bestimmt durch einen Mangel an Sein, durch eine Nichtigkeit. Keiner wird Mensch bloss durch das, was er ist. Der Mensch ist nicht, er hat zu sein. Menschlich werden wir durchs Bemühen um das, was wir sein *können.*

Paradox ist nun, dass wir dies erst einsehen, wenn es zu spät ist: wenn uns mit der Zukunft jegliches mögliche Können versagt ist. Dies ist das Schicksal der Alten. Sie *haben* nicht mehr *zu sein,* sie *sind.* Sie sehen sich reduziert auf das, was sie waren. Und in dieser seltsamen Verdinglichung eines Menschenlebens dämmert die Erkenntnis, was ein *Menschen*leben eigentlich wäre. Doch mit dieser Dämmerung bricht kein Morgen an. Es wird Nacht. Es beginnt der Taumel des Bewusstseins, den wir Verwirrung nennen.

Unser Erschrecken angesichts der Verwirrung

Sie, meine Damen und Herren, werden vielleicht einwenden, dies sei eine absurde philosophische Überhöhung, eine skandalöse Beschönigung eines himmeltraurigen Leidens. Sie mögen recht haben. Bloss wird das Leiden nicht leidlicher, wenn wir lamentieren. Und unser Erschrecken angesichts der Verwirrung hat, fürchte ich, oft mehr mit uns als mit den Alten zu tun. Wir ängstigen uns, selbst in den Strudel der Wirrnis hineingezogen zu werden. Denn insgeheim kennen wir sehr wohl das Brüchige unserer unverwirrten Eindeutigkeit. Wir wissen um das Chaos unter unseren so verständigen Ordnungen. Wir vermuten die Anarchie hinter unseren wohlgefügten Konventionen.

Es gibt eben gute Gründe zur Verwirrung dieser Konventionen. Kürzlich besuchte ich meine alte, todkranke Tante. Ich fragte sie, ob mein Bruder sich wieder einmal um sie gekümmert habe; ich wusste zufällig, er war am Vortag bei ihr. Sie aber versicherte, nein, er sei überhaupt nie da gewesen. Nun kann man diese Divergenz ganz einfach dem Gedächtnisschwund zuschreiben. Doch vielleicht hatte die Tante recht. Vielleicht war mein Bruder wirklich nicht da, war – obgleich physisch zugegen – nicht wirklich gegenwärtig, nicht wirklich bei ihr, ihr nicht wirklich nahe. Und so ist vielleicht manches, was wir als verwirrt und folglich unwahr taxieren, in Wirklichkeit eine andere Wahrheit: die Wahrheit hinter unseren konventionellen Konstruktionen.

Der Mensch kann sich die Wahrheit leisten

Und diese Wahrheit können sich alte Menschen besser leisten – nicht weil sie mehr Zivilcourage hätten, sondern aus Gründen ihrer Alterskonstitution. Es gibt ja, um mit Schopenhauer zu sprechen, zwei Sorten von Menschen: solche, die das Leben betrachten, und solche, die für ihren Platz im Leben kämpfen. Alte zählen zwangsweise zur ersten Sorte. Sie *sind,* sie handeln kaum. Und da sie nicht handeln, brauchen sie nicht zu entscheiden. Und da sie nicht entscheiden, brauchen sie keine Eindeutigkeit der Handlungskriterien zu erzwingen. Sie können sich den Luxus leisten, alles in der Schwebe zu lassen. Dieses Schweben aber, das Schaukeln der Dinge und des eigenen Ich, wäre das dem Menschen Gemässe. Denn was weiss der Mensch, dieser winzige Akteur in einem grandiosen Welttheater? Nichts weiss er, weder kennt er den Autor noch den Regisseur des Stückes, in dem er seinen unbedeutenden Auftritt hat. Und doch müssen wir, solange wir tätig und planvoll und verantwortungsbewusst zu handeln haben, so tun, als besässen wir über all dies ein hinreichendes Wissen. Erst im Alter werden wir von diesem Zwang zu falscher Eindeutigkeit – ich sage jetzt nicht befreit, aber doch pensioniert. Dass uns dann die wahrheitsgemässere Vieldeutigkeit verwirrend überfällt, darf uns nicht wundern. Jedenfalls ist sie menschlicher.

Natürlich weiss ich, meine Damen und Herren, dass dies alles graue Theorie ist. In der Praxis denken alte Menschen keinen Augenblick an das Glück verwirrender Vieldeutigkeit. Da klammern sie sich an die Strohhalme noch der haltlosesten Eindeutigkeiten.

Und doch habe ich mit meiner gräulichen Theorie lauter beglückende Erfahrungen gemacht. Nie habe ich versucht, verwirrte Alte aus ihren Verwirrungen herauszuholen. Im Gegenteil, ich habe sie bestärkt. Als mein kranker Vater von Klarem zu Wirrem wechselte, suchte ich nicht seine Wirrheiten ihm auszureden. Ich solidarisierte mich gleichsam mit seinem Durcheinander, brachte selbst manches ins Fliessen und erzählte obendrein von *Heraklit,* der allen Ernstes die Meinung vertreten hatte, alles sei jederzeit im Fluss, keiner steige aus dem Wasser, wie er hineingegangen sei, nichts sei heute, wie es gestern gewesen sei . . . Und mein Vater, ein ganz und gar praktischer, untheoretischer Mann, fand Gefallen an dieser merkwürdigen Verwirrungs-Theorie, und ich fand Trost angesichts dieses trotzlosen Verfliessens einer bis dahin souveränen Persönlichkeit.

Und diese – man mag zu Recht sagen, unrepräsentative – Erfahrung bestärkt mich in meiner Annahme: Der Altersverwirrung ist gar nicht beizukommen, es sei denn, man versucht gar nicht, ihr beizukommen. Tröstlicher ist es, sie quasi metaphysisch zu rechtfertigen. Was ich hiermit – ebenso unzulänglich wie unzuständig – versucht habe.